universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Tirolische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1874

XIX. Drei Maler aus Tirol. Im August 1873

urn:nbn:at:at-ubi:2-8594

XIX.

Drei Maler aus Tirol.

Im August 1873.

I. Franz Defregger.

Drei Maler aus dem Land Tirol, Franz Defregger, Mathias Schmid und Alois Gabel, sie geben allen sinnigen Geistern, die den schönen Künsten zugewandt sind, jetzt mancherlei zu denken und zu reden. Die Malerei im Land Tirol stand bisher nur im Dienste der Kirche. Vom „Tuifelemaler," der die Bildstöckeln an den Gangsteigen malt, bis hinauf zu Hellwegers gottbegeistertem Pinsel hatte die tirolische Kunst nur Einen Zweck, nämlich die Erinnerung an das Alte und das Neue Testament, an die allerseligste Jungfrau und an die lieben Heiligen immer neu zu beleben und dem hinfälligen Christen durch Darstellung des Höllenfeuers, des jüngsten Gerichts und anderer nicht mehr ungewöhnlicher Gegenstände dieser Art die ernsten Wahrheiten seines Glaubens stets vor Augen zu halten. Abgesehen von den Stoffen, war aber die tirolische Malerei auch in anderer Beziehung eine wahre Ascese. Ein tirolischer Rafael mochte in neugebauten Kirchen die schönsten Abendmähler und Himmelfahrten al fresco malen, die Bewunderung

des ganzen Landes und aller Kenner auf sich ziehen und mußte doch nebst Frau und Kindern mit einem Ehrensold von jährlich sieben- bis achthundert Gulden fürlieb nehmen, so daß er, wenn er nicht eigenes Vermögen besaß, mitten in seinem Ruhme Hungers sterben konnte.

Nun wollten aber die Tiroler neben ihrer Andacht in der Kunst nachgerade auch ihre Schalkheit und ihren Witz zur Geltung bringen, und so entstand denn in unserer Zeit eine tirolische Genremalerei, die ihre Stoffe aus dem Volksleben der Heimat wählte und sich damit nicht nur schnell aus allen Nahrungssorgen herausarbeitete, sondern auch als längst ersehnte Abwechslung neben der Heiligen- und Allerseelenmalerei beim Publikum die freundlichste Aufnahme fand. Diese veränderte Wahl der Gegenstände war fast ein Wagestück; denn die kirchliche Presse in Tirol verspürte bald das Gefährliche des Unternehmens und schlug ihren pflichtgetreuen Lärm über die Abtrünnigen auf, allein die drei genannten Waghälse befinden sich in ihrer jetzigen Atmosphäre leiblich und geistig so wohl, daß sie sich durch jene Stimmen schwerlich wieder in den alten Schafstall zurückrufen lassen werden.

Das Publikum, das ihnen jene freundliche Aufnahme zugewendet, wird nun wohl auch gerne einige biographische Mittheilungen über diese strebsamen Männer entgegennehmen.

Franz Defregger wurde am dreißigsten April 1835 zu Stronach im tirolischen Pusterthale geboren. Dieser Geburtsort ist ein zerstreutes Dörflein, eine Berggemeinde, die zur Pfarre in Dölsach gehört, welch letzteres weiter unten näher an der Landstraße liegt und auf allen Special-

karten zu finden ist. Das Gebirge, das vom Großglockner herniederzieht, bildet hier eine hohe Hecke gegen das Möllthal, welches zu Kärnthen gehört, und streckt sich gegen Mittag in fruchtbaren Abhängen an die Drau herab. Diese Halden sind fleißig bebaut und reichlich bewohnt, ja mit vielen hundert Höfen besetzt, in denen ein gutmüthiges, heiteres und ehrliches Völklein lebt. Lienz, die letzte tirolische Stadt an der Drau, ein freundliches Oertlein, liegt zwei Stunden weiter oben. Sonst finden sich da auf den Bergen und im Thale mancherlei halb erhaltene und ganz verfallene Burgen und Schlösser. Unter den Burgen dieser Gegend ist auch eine Namens Wallenstein, in welcher der dortige Landmann, obwohl ohne Grund, den großen Feldhauptmann des dreißigjährigen Krieges geboren sein läßt. Auch zeigen sich verschiedene alte Kirchen und Kapellen, welche zusammen mit der trefflichen Landschaft in jungen Seelen leicht malerische Anlagen wecken mögen.

Franz Defreggers Vater war ein angesehener und nach dortiger Schätzung wohlhabender Landmann, dessen Vorfahren, dem Namen nach zu schließen, wohl aus dem tirolischen Teferegger Thale stammten. Er wohnte oben am Berge in einem gutgehaltenen Bauernhofe, der mitunter auch fünfzig Stück Vieh beherbergte. Der Geschäftsbetrieb war jedoch manchem Wechsel ausgesetzt. Zeitweise warf sich der Vater auf den Pferdehandel und hatte dann wohl zwanzig Gäule im Stall — zu andern Zeiten glaubte er mit Butter und Käse mehr verdienen zu können, und dann wurde die Zahl der Kühe vermehrt.

Auch an Kindersegen fehlte es keineswegs. Eigentlich

waren auf dem Hofe zehn eheliche Nachkommen geboren worden, aber ein epidemischer Typhus, der eines Tages in das Pusterthal hereinbrach, nahm die Mutter und einige Geschwister hinweg. Er griff auch den damals vierjährigen Franzel so heftig an, daß dieser noch lange hin siech und schwächlich blieb. Durch jene Todesfälle und andere, die früher eingetreten, war die Familie so zusammengeschmolzen, daß Franzel seine Knabenjahre nur mit seinem Vater und vier Schwestern verlebte. Sie vertrugen sich übrigens alle vortrefflich mit einander, so daß diese Jugendzeit bei jenem nur freundliche Erinnerungen hinterlassen hat.

Den ersten Unterricht in der Bauernschule erhielt Franz Defregger von einem schlichten Landmann, Namens Straganz, der aber als Lehrer ganz achtbar gewesen zu sein scheint. Er hatte ein kleines Anwesen im Walde und hielt dort treu und fleißig seine Schule, welche die Kinder der Nachbarschaft gerne besuchten. Ueberdieß war er ein braver Mensch, bei dem unser Franz seine sechs Winter willig aushielt und Alles erlernte, was man in Tirol unter solchen Umständen zu erlernen pflegt. Später fühlte er allerdings selbst, daß noch Einiges fehle, und suchte dann die Lücken, welche die Bergschule übrig gelassen, durch eigene Lernstunden auszufüllen.

In den Sommermonaten und bis zu seinem fünfzehnten Jahre lebte Franz Defregger, wie einst Josef Koch im Lechthal, als Hirte auf den grünen Almen seiner Heimat. Er hatte von selbst zu zeichnen wie zu schnitzeln angefangen, und war ihm namentlich letzteres auf den einsamen Weiden ein sehr willkommener Zeitvertreib. In

den Wintertagen ergötzte er sich damit, allerlei Figuren aus Papier zu schneiden. Einmal kam der Vater auch mit einem ansehnlichen Funde alter, verlegener Bücher vom Speicher herab und verehrte diese dem Sohne, welcher sie alsbald zu Karrengäulen und Reitpferden zusammenschnitt und diese seine Lieblingsthiere in reicher Anzahl auf die Stubenwände klebte. Neben jenen alten Legenden und vergilbten Kräuterbüchern hatten sich übrigens dazumal auch allerlei Pergamente vorgefunden, die der junge Schnitzler ebenfalls seiner Kunst zum Opfer brachte — nicht ohne reuige Nachwirkung, denn es fällt ihm jetzt noch öfter ein, daß es vielleicht doch schade um die ehrwürdigen Pergamente gewesen, und daß diese allerlei wichtige Geheimnisse enthalten haben mögen, denen die tirolische Geschichtschreiberei vielleicht ihr Leben lang nachlaufen dürfte, ohne sie wieder „zu Stande bringen" zu können.

Aber dieses Hirten- und Schnitzlerleben ging auch zu Ende. Als der Sohn so groß und stark geworden, daß er der Bauernarbeit gewachsen war, stellte ihn der Vater als seinen Mitregenten und Statthalter auf dem Hofe ein. Unser Franz bekam durch diese erhöhte Stellung so viel zu thun, daß er Zeichnen, Ausschneiden und Schnitzeln ganz beiseite legte und bald alle drei Kunstübungen vollkommen vergessen zu haben schien.

Nachdem der gute Vater 1858 gestorben war, mußte der dreiundzwanzigjährige Franz als einziger Sohn den Hof übernehmen. Er wirthschaftete nun als Bauer, fand aber wenig Vergnügen an diesem Stand. Verschiedene Verdrießlichkeiten mit Vieh und Hausgesinde schienen ihm

die Wahl eines andern anzurathen. Nach zwei Jahren verkaufte er auch sein Anwesen und begann nachzudenken, was er jetzt etwa anfangen solle. Und siehe da! plötzlich wachte die alte Jugendliebe wieder auf und es ward ihm sonnenklar, daß er ein Künstler werden müsse. Seine nächste Absicht ging nun dahin, sein Glück in der Sculptur zu versuchen. Zu diesem Zwecke begab er sich nach Innsbruck zu Professor Stolz, dem Bildhauer, der ihn sehr freundlich aufnahm und ihm mit väterlichem Rathe zu Hilfe kam. Zuerst einmal sollte er sich im Zeichnen ausbilden, dann würde man das Weitere besprechen.

Franz Defregger zeichnete nunmehr einige Monate still und emsig und zu voller Zufriedenheit des Lehrers. Dieser glaubte aber doch allmälig zu finden, daß es sein Schüler als Maler wahrscheinlich weiter bringen würde denn als Bildhauer und theilte ihm seine Meinung offen mit. Letzterer fand sich leicht in diese Anschauung und so reisten sie eines Tages mit einander in die bayerische Hauptstadt, um den berühmten Professor Piloty aufzusuchen. Sie fanden ihn auch glücklich in seinem Atelier, wo Professor Stolz seinen Pflegebefohlenen dem Meister, den er übrigens selbst noch nicht kannte, geziemend vorstellte und angelegentlichst empfahl. Unser Franz trug bei dieser Gelegenheit noch seine Lodenjoppe und seine kurze Lederhose, war aber dabei ein vortreffliches Muster eines wohlgestalteten und gescheidten Tirolerbuben. Der Meister zeigte sich auch sehr liebenswürdig und gab da gleich von Anfang manche weise Lehre.

Franz trat nun auf Pilotys Rath zunächst in die Kunstgewerbeschule ein und übte sich unter Professor Dyk

noch zwei Semester lang im Zeichnen, wurde aber dann in die erste Classe der Akademie aufgenommen und begann hier seine ersten Versuche in der Malerkunst. Um diese Studien fortzusetzen, reiste er 1863 nach Paris und blieb dort bis in den Juni 1865. In jenen Tagen aber zog es ihn aus dem Pariser Lärm mit mächtiger Sehnsucht nach den grünen Höhen des Pusterthales und auf die stillen Almen an der Kärntnergränze. Er zog wieder heimwärts und hielt sich fast ein Jahr zu Dölsach und in Lienz auf, um allerlei Figuren zu zeichnen, wie sie dort zu finden sind: die Männer und Weiber, die Burschen und die Mädchen seines engeren Vaterlandes.

Im Jahre 1866 ging Defregger wieder nach München und im Sommer 1867 nahm ihn Professor Piloty in seine Schule auf, was den jungen Mann zu neuem Eifer antrieb. Dort fand er auch seine volle Ausbildung und seit jener Zeit sind seine größeren Bilder entstanden, die jetzt aller Welt bekannt sind. In den letzten Jahren malte er übrigens auch eine heilige Familie, ein größeres Altarbild, welches er der Pfarrkirche zu Dölsach, in der er getauft worden, als Andenken verehrte. Im letzten December ist es dorthin abgegangen und nunmehro prangt es auf dem Hochaltar daselbst.

Aber die Götter sind neidisch. Mitten in dem eifrigsten Streben, unter den ersten Erfolgen, in den schönsten Entwürfen traf den jungen Meister plötzlich ein Mißgeschick, wie er es in seiner frischen Kraft nicht hätte erwarten sollen.

Im Februar 1871 befiel ihn nämlich eine Krankheit der Kniegelenke, welche unheilbar schien und ihn unter

unaufhörlichen Schmerzen einem frühen Tod entgegenzuführen drohte. Er mußte zumeist im Bette liegen und konnte nur wenige Stunden des Tages und auch diese nicht ohne große Unbehaglichkeit vor der Staffelei verbringen. Für dieses Leiden war in München kein Rath zu holen. Nachdem er da nun bis zum vergangenen December ausgehalten, ließ sich der Patient nach Bozen bringen. Dort wohnte er oberhalb der Stadt, im sogenannten „Dorf," in einer schönen Villa bei Herrn Josef Moser. Allein die Schönheit der hesperischen Landschaft — sie erfreute wohl sein Auge, aber seine Leiden konnte sie nicht lindern. Da trat eines Tages, im Februar dieses Jahres, ein alter Bekannter aus der Dölsacher Gegend, Franz Obersteiner, ein einfacher Bauersmann, aber berühmter Naturheilkünstler, in die Stube, um sich nach dem Gebresten seines Landsmannes zu erkundigen, denn nach Allem, was er gehört, schien ihm dieses nicht schwer zu heilen. Er erbot sich auch nach kurzer Untersuchung, die Kur sofort zu beginnen. Defregger bat sich zwar vorerst noch Bedenkzeit aus, ließ aber dem Naturarzt schon nach wenigen Tagen die Botschaft thun, daß er bereit sei, sich seiner Kunst zu unterwerfen. Der ländliche Aeskulap kam auch gleich zur Stelle, wandte den Baunscheidtismus an und ging darauf wieder nach Dölsach zurück, nachdem er dem Kranken verlässige Weisung gegeben hatte, wie er sich nunmehr weiter zu behandeln und zu pflegen habe. Der Maler that nach seinen Worten, und am ersten Tage des letzten Aprils war er bereits im Stande, zu seinem eigenen allerhöchsten Erstaunen mit geraden Füßen und schmerzlos in der schönen Bozener Gegend auf und ab zu wandeln.

Vorher war aber schon die Liebe in sein Herz gezogen. Ehe er krank geworden, hatte er zu München ein tugendhaftes und schönes Mädchen kennen gelernt, welches ihn auch nicht aufgeben wollte, als er einem lebenslänglichen Siechthum zuzuwanken schien. Als seine Leiden am höchsten standen, im Juni vorigen Jahres, wurde zu München die Hochzeit gefeiert. Sonst wird der Hochzeitstag bekanntlich auf der ganzen Erde in allen Freuden begangen, aber Defregger konnte sich damals kaum rühren in seinem Schmerz. Jedoch die treue Zuversicht der Braut wurde glänzend gerechtfertigt. Sie erfreut sich jetzt wieder eines kerngesunden Mannes, der ihr für ihr Vertrauen sehr dankbar ist.

Wir wollen nur noch erwähnen, daß Defregger nach seiner Auferstehung im Mai d. J. ins Pusterthal und nach Lienz, von da wieder zurück nach Bozen, von dort zur Ausstellung nach Wien und von da nach München fuhr, wo er sich zur Zeit vorübergehend aufhält, um bald wieder nach dem Etschland zu gehen.

Im Uebrigen scheint hier auch ein sprechender Fall vorzuliegen, daß die Gegenwart ihre Anerkennung nicht immer den Enkeln überläßt. Der gefeierte Künstler wurde im vorigen Jahre zum Ehrenbürger von Dölsach, um Weihnachten zum Ehrenmitglied der baierischen Akademie der Künste und um Neujahr zum Ritter des baierischen Michaels-Ordens ernannt.

Dies ist kurzgefaßt das bisherige Leben eines Mannes, der, als Bauernbüblein auf den Tiroler Bergen aufgewachsen, jetzt zu den ersten Malern Deutschlands gezählt wird.

II. Mathias Schmid.

Wenn der Wanderer von Landeck im Oberinnthale noch zwei Stündlein aufwärts zieht, so kommt er an eine Stelle, wo links auf steilem Felsen das alte Schloß Wiesberg steht. Unten um das Gestein zieht sich ein röthlicher Gangsteig dahin, der allmälig im Fichtenwald verschwindet. Wenn der Wanderer fragt, wo der Gangsteig hinführe, wird ihm jedes Bäuerlein antworten: Ins Paznaun. — Paznaun? Sonderbarer, seltsamer Name! Was mag der bedeuten? Dieses wird nun das Bäuerlein schwerlich sagen können, aber den Wissenden ist nicht unbekannt, daß der Name von dem kleinen Dorfe Paznaun ausgeht, welches in der Mitte des Thales liegt und in alten Zeiten nach einem Brunnen (pozzo, pozzignone) benannt worden ist.

Es sind hier nämlich einst Romanen gesessen, welche aber schon seit Jahrhunderten unter den Deutschen, die später eingewandert, zwar ihre Sprache verloren, jedoch ihre Ortsnamen zumeist erhalten haben.

Der untere Theil dieses Thales ist nicht ohne landschaftliche Reichhaltigkeit, der obere dagegen äußerst einfach und einförmig — zu beiden Seiten grüne, aber steile Halden, unten der schmale Weg und der Bach, wenige Häuser, wenige Dörfer, wenige Menschen, wenig Ansprache — Alles still und feierlich.

In diesem abgelegenen, wenig besuchten Thale und zwar in seiner untern Hälfte, in dem Dorfe See, dessen Name an ein längst verlaufenes Gewässer erinnert, wurde am vierzehnten November 1835 unter ärmlichem Dache ein Knäblein geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen

Mathias erhielt, später aber nach seinem Vater auch noch Schmid genannt wurde. Das Knäblein gab schon im zarten Alter zu erkennen, daß es zum Maler geboren sei, denn es fing bereits in der Bauernschule zu zeichnen an und wußte namentlich das gutmüthige Schulmeisterlein, wenn es eben nicht zur Hand war, so kenntlich auf die große schwarze Rechentafel hinzukreiden, daß dieses von seinen Mitschülern jedesmal sofort mit freudiger Uebereinstimmung erkannt und begrüßt wurde.

Mathias war etwa fünfzehn Jahre alt, als er sich fest vornahm, ein Maler zu werden. Bald wußte er auch den Vater für seinen Lebensplan zu gewinnen, und so wurde er denn in Tarrenz, einem Dorfe bei Imst, dem Hauptort des Oberinnthales, bei einem „Tuifelemaler" als Lehrling angestellt. Die Tuifelemaler in Tirol widmen ihren Pinsel vornehmlich den Feld- und Grabkreuzen und den Bildstöckeln oder „Marterln," das heißt den kleinen Erinnerungstafeln für fromme Christen, die im Freien verunglückt sind, und da auf solchen Denkmälern gewöhnlich die armen Seelen in ihrem Flammenpfuhl, umgeben von den höllischen Geistern, dargestellt werden, so nennt man diese Künstler a potiori gewöhnlich Tuifelemaler.

Der Tuifelemaler zu Tarrenz schien den Genius seines Lehrlings keineswegs zu überschätzen. Er ertheilte ihm zunächst nur Unterricht im Farbenreiben, ließ ihn aber desto fleißiger Wasser tragen, Holz spalten und andere häusliche Arbeiten verrichten.

Nur einmal gab ihm der Lehrherr einen ehrenden Beweis seines Vertrauens und überraschte ihn mit einem höchst delicaten Auftrag. Die Kirche seines Geburtsortes

See war nämlich mit einem ältern Deckengemälde geschmückt, das den ersten Sündenfall darstellte. Mutter Eva trat nun auch am Plafond zu See in ihrer gewöhnlichen Tracht auf, welche allerdings nahezu gar keiner gleichkommt; allein viele Menschenalter hatten dort an dieser ihrer Erscheinung nicht den mindesten Anstoß genommen und erst die neuere Ascese begann sie unerträglich zu finden. So ließ denn auch eines Tages der reizbare Dorfcurat den Maler von Tarrenz kommen, machte ihn auf das Scandal an der Decke oben aufmerksam und verlangte, er solle mit seinem Pinsel Zucht und Anstand herstellen im Paradiese. Der Apelles von Tarrenz versprach sein Möglichstes zu thun, wußte sich aber doch nicht recht zu helfen und übertrug die Aufgabe seinem Lehrling Mathias Schmid.

Dieser ließ sich muthig in einem Kübel zur Decke hinaufziehen, und da er unserer Erzmutter doch weder Talar noch Burnus oder Regenmantel umhängen wollte, so tauchte er seinen Pinsel in hellgrüne Wasserfarben und malte eine saftige Staude hin, die sich über Eva's weißen Leib bis zu dem Punkte hinaufrankte, den der Curat als die äußerste Gränze erlaubter Decolletirung bezeichnet hatte. Diese Arbeit errang sich zwar die volle Zufriedenheit des Seelenhirten wie die des Lehrherrn, allein um den Schüler nach solchen Erfolgen vor dem gewöhnlichen Hochmuth der Künstler zu bewahren, ließ ihn letzterer gleichwohl gemeinschaftlich mit den Paznauner Maurergesellen auch noch die Kirche verputzen und herunterweißen.

Als nun der Vater einmal herangereist war, um die Fortschritte seines Sohnes in Augenschein zu nehmen, hörte er nur dessen Klagen über verlorene Zeit und un-

würdige Behandlung, sah aber auch selber ein, daß sein Mathias in dieser Lehre sich nicht entfalten könne, und sandte ihn auf sein dringendes Bitten nach München.

Hier trat der junge Paznauner zuerst als Gehilfe bei einem Vergolder ein, fühlte aber bald, daß er auch da nicht auf dem rechten Wege sei, und ging deßhalb als Schüler in die Akademie der Künste über. Die ersten Versuche in der Malerei gelangen dort so gut, als sich erwarten ließ. „Frau Ruth, wie sie nach Bethlehem zieht," war so glücklich, das Wohlgefallen des damaligen Statthalters von Tirol, des Erzherzogs Karl Ludwig, zu erwecken und von ihm erworben zu werden.

Von dem damaligen Bürgermeister Karl Adam zu Innsbruck erhielt Schmid 1859 den Auftrag, im Friedhofe der Stadt ein größeres Gemälde: „Die drei Frauen am Grabe," stereochromisch auszuführen — eine Aufgabe, die ihn sehr erfreute und die er zu allgemeiner Zufriedenheit löste.

Nunmehr aber warfen auch seine Landsleute im Paznauner Thale, die Männer von See, ihre Augen auf den jungen Künstler und ersuchten ihn, für die Kirche ihres Dorfes drei Altarblätter zu malen. Er ging mit Eifer an die Zeichnung der Cartons und hoffte für etliche Zeit vor Kummer und Noth gesichert zu sein.

Die Cartons waren auch schon der Vollendung nahe, als ihr Schöpfer die Botschaft erhielt, daß in seinem Geburtsorte so eben eine heilige Mission der Liguorianer ihre Stücklein aufgespielt, und daß die Bußprediger die Männer der Gemeinde überredet hatten, die für jene Altarbilder gesammelten Gelder zur Stiftung einer Mission zu ver-

wenden, welche alle zehn Jahre wiederspielen sollte. Außerdem müßten die armen, idyllischen Paznauner bei ihren zahllosen Sünden und Lastern noch eher als die andern Tiroler des Teufels werden.

Mit dieser Nachricht war der Lebenshimmel plötzlich ganz verdüstert. Mit dem letzten Pfennig schlich sich der junge Maler nach Innsbruck, wo er aber durch einige unpolitische Aeußerungen über Staat und Kirche sich eher Verfolgung als Unterstützung zuzog. Auch seine Freunde fanden damals keine Zeit, ihm behilflich zu sein, und so blieb ihm nichts übrig, als sich ins väterliche Haus zu See zurückzuziehen.

Allein der Vater war gestorben, und da der junge Mann, der es seinerzeit verschmäht hatte, ein Tuifelemaler zu werden, jetzt im Unglück saß, so ersparten ihm seine Verwandten und Landsleute auch die bittersten Kränkungen nicht. Der ehrwürdige Clerus hetzte seine Geschwister auf, ihm seine ketzerischen Bücher zu verbrennen, und gedachte ihn, da er in der Kirche schon öfter gefehlt hatte, am nächsten Sonntag zum warnenden Exempel durch die Gendarmerie abholen zu lassen: allein Mathias erhielt von diesem Anschlage noch rechtzeitig Nachricht und verließ nach schweren drei Monaten Vaterhaus und Heimatsdorf, die ihm jetzt unter geistlichen Einflüssen so widerlich geworden waren.

Doch that in dieser traurigen Zeit einer seiner Brüder die milde Hand auf, und der junge Maler konnte nun einige Wochen in Innsbruck bleiben und sich um ein landständisches Stipendium bewerben. Dieses wurde ihm denn auch gewährt und nach und nach auf vier Jahre erstreckt.

Das Stipendium war eigentlich für christliche Kunst

verliehen, und um dieser Absicht gerecht zu werden, war Mathias Schmid auch stets beflissen, Gottheiten, Madonnen und Heilige, Propheten und Apostel zu malen und sie von Zeit zu Zeit als Ausweis wohlgeregelter Thätigkeit zur Einsicht vorzulegen; allein da das Alte und das Neue Testament, die Heiligen und die Märtyrer kein Geld ins Haus brachten, so dachte er: Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen — und fing an, nebenbei auch für die „Gartenlaube" und andere illustrirte Zeitungen zu zeichnen, was im clericalen Hauptquartier zu Innsbruck sehr bald und sehr übel vermerkt wurde. Damit ging auch alle Hoffnung auf weitere Verlängerung des Stipendiums verloren; man schlug sie nunmehr ab, nicht etwa, weil er dieses Zuschusses nicht mehr bedürfe, auch nicht, weil man seine Fortschritte ungenügend fand, sondern zunächst weil er durch jene weltlichen Arbeiten aus der Art geschlagen und in Innsbruck auch einmal an einem Freitag Fleisch gegessen habe.

Als angenehmes Intermezzo in diesen Unglückstagen mag es gelten, daß Herr Mathias Schmid an einem Maimorgen des Jahres 1867 in der Pfarrkirche zu Mülln bei Salzburg mit einer jungen Münchenerin getraut wurde, welche in den letzten trüben Zeiten mit unerschütterlicher Treue zu ihm gestanden hatte. Diese Verbindung ist sehr glücklich ausgefallen und zur Zeit mit zwei gesunden Sprossen gesegnet.

Der Neuvermählte schlug seinen Wohnsitz nun zu Salzburg auf, sagte den lieben Heiligen Valet, verzichtete überhaupt auf die ganze christliche Mythologie und wählte sich seine Motive fortan aus dem Tiroler Volksleben und andern populären Gebieten.

Den Grundstein zu seinem irdischen Fortkommen legte jetzt aber, wie er dankbar zu rühmen pflegt, Herr J. A. Ritter v. Tschavoll, ein kunstliebender, vielseitig gebildeter Mann, der ihm 1867 den Auftrag gab, die Halle seines neuen prachtvollen Landsitzes auf dem Margarethenkapf bei Feldkirch mit Bildern aus den Vorarlberger Volkssagen zu schmücken.

Um diesem Orte einer mit Liebe gepflogenen Thätigkeit näher zu sein, verlegte der Künstler 1869 seinen Wohnsitz abermals nach München, wo er seinen Landsmann Franz Defregger wieder traf und die in vergangenen Tagen geschlossene Freundschaft erneuerte. Der Freund brachte ihn auch mit Professor Piloty in Verbindung; dieser nahm den strebsamen Paznauner unter seine Schüler auf und Mathias Schmid ist nun eifrig bemüht, sich unter solcher Leitung die letzte Ausbildung zu erwerben. Er erkennt es auch bescheiden an, daß er ohne dieses Meisters Rath und Lehre wohl nie jene raschen Fortschritte gemacht hätte, die ihm nun von allen Seiten her so warme Anerkennung, so reiches Lob und überdies ein sorgenfreies Leben zuwege gebracht.

Mathias Schmid behandelt jetzt mit Vorliebe heitere Gegenstände aus der clericalen Wirklichkeit seiner Heimat.

Da auch die Priester im Land Tirol nicht ohne Fehler sind, so hält es Mathias Schmid für eine schöne Aufgabe, durch humoristische Darstellung ihrer menschlichen Schwächen zu ihrer Besserung und Veredlung nach seinen Kräften beizutragen und ihnen so alle die Mühe, die sie vordem auf seine Erziehung und Correktion verwendet haben, jetzt reichlich zu vergelten. Allerdings zeigen sie für dieses sein Streben bisher noch wenig Verständniß und Dankbarkeit

da sie mehrentheils der Meinung sind, es wäre ihrem Ansehen und ihrer Herrschaft viel zuträglicher, wenn die Laien solche unschuldige Menschlichkeiten überhaupt nicht zur Kenntniß nehmen oder gleich lieber als Tugenden auslegen würden. Uebrigens sieht man, daß Herr Schmid das kirchliche Gebiet, für welches sein Pinsel ursprünglich bestimmt war, durchaus nicht aufgegeben hat, sondern es jetzt nur von einer andern, pädagogischen Seite auffaßt. Er will jetzt weniger erbauen als belehren und bessern.

Einer solchen Absicht verdankt schon Schmids erstes größeres Oelbild: „Die Bettelmönche," seine Entstehung. Von dem Beifalle, den es gefunden, ermuthigt, ließ ihm der Künstler bald andere Gemälde ähnlicher Tendenz, zuletzt das treffliche, mit köstlicher Laune entworfene Meisterstück: „Die Beichtzettel-Ablieferung" folgen. Durch alle diese Schöpfungen ist Mathias Schmid jetzt in der Weltausstellung zu Wien vertreten.

III. Alois Gabl.

Im Oberinnthale bei Imst geht das Pitzthal ein, ein rauhes, armes Thal, das hinten bei Plangroß (plan grosso) an den Oetzthaler Fernern endet. Es ist früher von der reisenden Welt sehr wenig betreten worden, kommt aber nachgerade auch in den menschlichen Verkehr, da die Zahl der Gletscherfteiger jährlich wächst. In diesem Thale wurde Alois Gabel geboren, der jetzt auf der Weltausstellung seine Bilder „Die Militärlosung in Tirol" und den „Kapuziner Haspinger" sehen läßt. Von ihm liegt uns eine eigenhändige Lebensskizze vor, die wir dem freund-

lichen Leser nicht vorenthalten wollen. Sie ist, wie man ersehen wird, kurz und frisch geschrieben und erscheint hier in ihrer Urgestalt, der nur hie und da unerhebliche stylistische Nachhilfen zu Theil geworden sind.

„Im Jahre des Herrn 1845 wurde ich zu Wiesen im Pitzthal geboren. Mein Vater, der Wirth und Bäcker im Dorf, hatte mit mir zehn Kinder zu ernähren und deßwegen war kein großer Widerstand zu bemerken, als mich ein kinderloser Onkel, der sich zu Imst als Maler und Krämer fortbrachte, unentgeltlich in sein Haus zu nehmen wünschte. Nachdem dies geschehen, ließ mich mein Gönner mit gutem Erfolge in die Haupt- und Realschule gehen. Allmälig sprach ich davon, daß auch ich mich zwar nicht zum Krämer, aber sehr gerne zum Maler ausbilden möchte, allein Onkel und Basen verlangten stürmisch, ich sollte ein geistlicher Herr werden. Nein, dacht' ich mir, geistlich werd ich nit — und lief davon ins Pitzthal. Der Vater war nicht sehr erbaut über diesen neuen Gast an seiner ärmlichen Schüssel und hielt mich aus Verdruß darüber in Haus und Feld zur strengsten Arbeit an.

Nach anderthalb Jahren war mir aber das Bauernleben so widerwärtig geworden, daß ich dem Onkel neuerdings zu Gemüthe führte, er möchte mich doch wieder zu sich nehmen. Dies that er auch nicht ungern; ich hatte seinen Kramladen zu versehen, konnte aber nebenbei zeichnen und malen, so daß ich im Porträtiren eine ziemliche Geschicklichkeit erlangte. Nun sagte freilich Alles, ich müßte nach München oder Wien; aber ich hatte kein Geld, mein Onkel auch nicht und mein Vater noch weniger. Da kam der hochwürdigste Herr Vincenz Gasser, der Fürstbischof

von Brixen, in die Nähe, um eine Kirche einzuweihen. Diesen beschloß ich um Hilfe anzugehen, packte meine Arbeiten in einen Rahmen zusammen und begab mich auf den Weg. Der hochwürdigste Bischof schaute meine Sachen an, meinte ein ungewöhnliches Talent zu wittern und versprach mir jährlich hundert Gulden zu geben, bis ich ein landschaftliches Stipendium bekäme. Dies hat er auch gehalten und ich werde ihm dafür auch immer dankbar sein. Zugleich gab er mir freundlich Rath und Lehre, wie ich mich sonst noch durch mannigfache Bettelei ehrlich fortbringen könnte; namentlich wies er mich an den damaligen Statthalter, den Fürsten Lobkowitz. Daß ich nach dieser Audienz vor Freude ordentliche Sprünge machte, ist zu denken.

Nun nichts eiligeres, als mit meinem Rahmen auf dem Rücken nach Innsbruck zum Statthalter. Dieser versprach auch, mich reichlich zu unterstützen, wie er mir denn wirklich durch das Bezirksamt sieben Gulden zukommen ließ. Mich in meiner Noth um weitere Hilfe umschauend, wanderte ich unbekannt in der Stadt herum und sah es vorzüglich auf die großen Häuser ab. Da ging ich hinauf und legte meine Sachen auseinander. Ist nicht überall gut gegangen, und gerade dieselbigen, die, wie ich später erfuhr, als Kunst-Mäcene gelten wollen, die haben mich ohne weiters fortgejagt. Ins bekannte reiche Kloster Wilten kam ich auch; der Portier wollte mich aber zunächst mit dem Hunde hinaushetzen. Schließlich wurde ich doch vor den Abt gelassen, der mir ziemlich viel über die Noth seines Klosters klagte und zuletzt auch etwas schenkte.

Höchst vergnügt zog ich nun als siebzehnjähriger Bursche

nach München, wurde gleich in die Akademie aufgenommen, arbeitete fleißig und hungerte viel. Glücklicherweise erhielt ich bald darauf ein landschaftliches Stipendium von Tirol, freilich unter der Bedingung, daß ich bei Professor Schraudolph studiren und mich der strengen kirchlichen Kunst widmen sollte. So war ich genöthigt, die Stelle, die mir Professor Piloty auf Verwendung meines Landsmanns, des Professors Knabel, bereits in seiner Schule zugesagt hatte, wieder aufzugeben, was ich sehr ungern that.

Mein Glück war, daß ich bei der akademischen Preisaufgabe aufgefordert wurde, meine Skizze auszuführen.[1] Bei dieser Gelegenheit erklärte ich den Tirolern, das lasse sich in der Schule der strengen kirchlichen Kunst nicht machen, sondern nur bei Professor v. Ramberg. Also trat ich bei diesem in die Lehre. Wie ich dann mit meinem Bilde den ersten Preis gewonnen hatte, bin ich etwas kecker geworden und habe die heiligen Malereien aufgesteckt. Von Professor v. Ramberg ging ich später in die Schule des Professors Piloty über.

In meiner neuen Richtung habe ich neben mehreren kleinern auch zwei größere Bilder gemalt: „Kapuziner Haspinger, wie er das Volk zum Aufstand ruft“ und „Die Militärlosung in Tirol.“

1 Die Akademie setzt nämlich alle Jahre zwei Malerpreise aus. Es legen dann die Schüler, welche als Bewerber auftreten wollen, ihre hiezu gefertigten Skizzen vor. Unter diesen werden zwei ausgewählt, die nun in Farben auszuführen sind und deren Urheber eben wieder unter sich um den ersten und zweiten Preis zu ringen haben.